

Prof. Dr. phil. Ruth Müller-Lindenberg,
Hochschule für Musik und Theater Hannover

Wilhelmine von Bayreuth – wer war sie, wer ist sie?

Festvortrag

anlässlich des Festaktes zum 300. Geburtstag der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth
am 3. Juli 2009 im Markgräflichen Opernhaus zu Bayreuth

„Wilhelmine von Bayreuth – wer war sie, wer ist sie?“ Vielleicht haben Sie sich über den Titel dieses Festvortrags gewundert. Wer sie war – danach dürfen wir fragen, heute, an ihrem 300. Geburtstag.

Aber wer sie ist? Andererseits war sie eben noch hier, jedenfalls eine Verkörperung von ihr; eine der Möglichkeiten, sie zu verkörpern.

Viele Bilder und Vorstellungen über Wilhelmine sind in der Welt: Wilhelmine die Markgräfin; die Bauherrin; die Literatin; Wilhelmine die Musikerin, die Theaterenthusiastin. Aber auch: die preußische Königstochter; die Ehefrau; die Schwester.

Je nachdem, worauf wir den Blick richten, sieht das Bild anders aus. Wenn wir durch Bayreuth laufen, begegnet uns Wilhelmine auf flatternden Fahnen – auch dies ein Bild, dem wir uns nicht entziehen können und gewiss auch nicht entziehen wollen. Wilhelmines Lächeln macht diese Stadt freundlicher, noch freundlicher. Freilich ist das Lächeln Ergebnis der Stilisierungskunst, die zur höfischen Porträtmalerei gehörte. Und deren Aufgabe war es nicht, ein möglichst wahrheitsgetreues Bild von einer Fürstin wieder zu geben, sondern ein Bild, das herrscherliche Größe und Würde untermauern und mit visuellen Mitteln begründen sollte.

Der preußische Hofmaler Antoine Pesne hat das Porträt von Wilhelmine geschaffen, auf das die Darstellungen auf den Fahnen und anderen Illustrationen zum Jubiläum zurück gehen – und schon haben wir ein dominantes Bild von ihr. Natürlich teilt dieses Bild ungefragt eine Menge mit: Wir sehen eine schöne, junge, hoheitsvolle Frau in prächtiger Kleidung und in aufrechter, zugleich anmutiger Haltung.

Antoine Pesne hat seine Sache gut gemacht. Wir sehen eine Fürstin, unnahbar, souverän.

War sie aber nur das? Was geschieht eigentlich, wenn wir uns ein Bild machen?

Zunächst wählen wir natürlich aus. Auch Antoine Pesne hat für seine verschiedenen Wilhelmine-Porträts ausgewählt, und zwar alles, was ins offizielle Bild passte.

Als Historikerin interessiert mich natürlich, woraus wir überhaupt auswählen können. In Wilhelmines Fall sind das im Wesentlichen die Lebenserinnerungen und der Briefwechsel mit dem zweieinhalb Jahre jüngeren Lieblingsbruder, der als Friedrich II. 1740 den preußischen Thron besteigen sollte.

Beide Quellen haben es aber in sich: Die Lebenserinnerungen sind schon im 19. Jahrhundert von bedeutenden Preußen-Historikern in einigen Punkten als unzuverlässig charakterisiert worden. Und mit Erinnerungen ist das, wie die moderne Hirnforschung weiß, ohnehin so eine Sache: Eine gewissermaßen objektive, immer wieder identisch abrufbare Erinnerung gibt es gar nicht.

Der Briefwechsel Wilhelmines mit Friedrich, 1924-26 in deutscher Übersetzung erschienen, stellte wiederum eine Auswahl dar. Herausgeber Gustav Volz schrieb in seinem Vorwort unverhohlen, er lasse Vieles, was sich auf Musik und Theater beziehe, einfach weg, weil es ja von geringerem Interesse sei.

Wir, die wir heute in diesem wunderbaren Hause Wilhelmines 300. Geburtstag feiern, können diese Einschätzung nicht teilen. Für uns ist ja gerade das kulturelle Erbe der Markgräfin die Hauptsache. Dafür interessieren wir uns weniger als Gustav Volz für Hofintrigen und Truppenbeschreibungen.

Andererseits wächst das Wissen über Wilhelmine an. Seit der großen, von Peter Krückmann kuratierten Ausstellung „Paradies des Rokoko“ 1998 sind zahlreiche bislang unbekannte Tatsachen über Wilhelmine ans Licht gebracht und bereits bekannte neu bewertet worden.

II

Auch ich möchte heute Abend die Palette erweitern und die Farben auffrischen, für neue Bilder von Wilhelmine.

Zu diesem Zweck habe ich mich in den vergangenen Wochen wieder einmal ins Geheime Staatsarchiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem begeben, das Wilhelmines Nachlass aufbewahrt. Wieder einmal, denn ich habe es in den vergangenen Jahren regelmäßig getan, auf der Suche nach Lebensspuren einer schillernden, vielgestaltigen Persönlichkeit. Daraus ist mein Buch entstanden als erster Versuch, die vielen Einzelheiten zusammen zu fügen. Die Arbeit geht aber weiter.

Denn was uns Antoine Pesnes Bilder nicht zeigen, das ist die übermütige, die spitzzüngige, die sich leidenschaftlich langweilende, die körperlich hinfällige, die wortgewandte, die vergnügungssüchtige, die heimwehkranken, die scharfsinnige, die resignierte, die redselige, die diplomatische Wilhelmine, die singende, lachende, Geige spielende...und ich könnte noch Vieles hinzufügen, wovon weder die offiziellen Porträts etwas wissen noch die bekannte Auswahl aus den Briefen.

Etwa 2000 Briefe Wilhelmines an den Bruder, geschrieben zwischen 1732 und 1758, aber auch zahlreiche Briefe an die Eltern und an die Geschwister werden im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrt. Wichtige Teile dieser Korrespondenzen sind bis heute nirgendwo veröffentlicht.

Lassen Sie mich Ihnen also heute Abend einige Funde präsentieren und in den Zusammenhang mit bereits Bekanntem stellen, und machen Sie sich ein Bild.

Natürlich habe ich mich bei der Vorbereitung dieses Vortrags und bei meiner Auswahl aus den Quellen gefragt, welche Diskurse wir führen, was wir über Wilhelmine in der Gegenwart wissen wollen und vielleicht auch sollen. Und natürlich habe ich mich gefragt, was wir beispielsweise bei einem Festakt wie dem heutigen hören und lieber nicht hören wollen. Ich kann darauf allerdings nicht immer Rücksicht nehmen.

Die Quellen: wie sehen sie aus? Es handelt sich um 16 Bände von quadratischem Format, etwa 20 mal 20 cm, und sie enthalten jeweils bis zu 200 Blatt beschriebenes Briefpapier. Es ist nicht mehr hell, sondern gelbbräunlich. Auch die Tinte ist braun und sie hat an einigen Stellen schon Löcher ins Papier gefressen. Der Geruch: leicht modrig und säuerlich. Wilhelmines Schrift: wechselhaft, was nicht verwundert, da die Briefe ja aus mehreren Jahrzehnten stammen; gegen Ende ihres Lebens krakelig. Oft hat sie auch diktiert: Das verraten unterschiedliche Handschriften. Alle Briefe sind in französischer Sprache abgefasst.

III

Diese Briefe stellen ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges dar und lassen sich für zahlreiche Themenfelder auswerten. Das gibt es noch viel zu tun. Doch darum soll es mir heute Abend nicht in erster Linie gehen – wir sind nicht zum Arbeiten hierher gekommen.

Vielleicht beginne ich mit einigen Begebenheiten und Reflexionen, die uns heute unverständlich sind und uns Wilhelmine erst einmal wieder fremd werden lassen.

Da beschreibt sie in einem Brief an den Bruder die Entbindung von ihrer Tochter, berichtet darüber, dass sie in Todesgefahr schwebte. Über die kleine Friederike aber verliert sie kein Wort und gibt ein falsches Geburtsdatum an – für ihr einziges Kind.

Da verurteilt sie eine Verwandte, die vergewaltigt worden ist, wegen ihres Fehltritts und findet es ganz in Ordnung, dass die Geschändete dafür mit dem Tod ihrer Kinder gestraft wird.

Da bedauert sie voller Ungeduld, dass der alte Bayreuther Markgraf, ihr Schwiegervater, trotz schwerer Krankheit nicht sterben will, und ihr Tonfall ist gar nicht hoheitsvoll: „Er hat noch keine Lust, sich davon zu machen.“

Es könnte einem beim Lesen dieser Passagen eiskalt über den Rücken laufen, und ich denke, wir dürfen uns ihnen nicht auf dem Wege unserer individuellen Lebenserfahrung nähern. Um das zu erklären, brauchen wir eine Kulturgeschichte der Gefühle. Und dann rückt „unsere Wilhelmine“ plötzlich wieder in die Ferne. Wir sind eben doch nicht auf Du und Du mit ihr.

Bei der Arbeit an meinem Buch habe ich mich ab und zu gefragt, ob Wilhelmine mir sympathisch gewesen wäre, ob ich sie gemocht hätte. Und mitunter habe ich die geraden Bahnen einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise verlassen, ihr innerlich gegrollt oder sie gerechtfertigt. Und beim teils unwilligen Weitersuchen und Weiterfragen viel Neues, Schönes, Überraschendes entdeckt. Das will ich Ihnen heute genauso wenig vorenthalten wie meine mitunter kritischen Überlegungen, ob Wilhelmine nicht ein wenig viel geredet und geschrieben hat und ob man sie immer beim Wort nehmen darf.

Das darf man natürlich nicht, denn man muss das Briefeschreiben im Absolutismus als eine Fortsetzung der Konversation mit anderen Mitteln verstehen. Und höfische Konversation beruhte nun einmal seit alters her auch auf Verstellung.

Ich möchte Ihnen ein Beispiel präsentieren. Es war ziemlich genau vor 277 Jahren. Wilhelmine, seit einem halben Jahr in Bayreuth als Gemahlin des Erbprinzen, ist hochschwanger. Soeben hat ihr Schwiegervater, der regierende Markgraf Georg Friedrich Karl, ihr zum 23. Geburtstag das Gütchen Monplaisir in der Eremitage geschenkt. Es soll sie darüber trösten, dass die Bayreuther beharrlich eine Reise Wilhelmines nach Berlin hintertrieben haben – und sie wäre so gerne gefahren, hauptsächlich um den geliebten Bruder wieder zu sehen. Am 5. Juli 1732 schreibt Wilhelmine drei Briefe: einen an die Mutter, einen an den Vater und einen an den Bruder. Im Brief an die Mutter – er ist bislang nicht veröffentlicht – berichtet sie über das Geschenk. Sie werde hoffentlich tatsächlich Vergnügen – plaisir – daran haben und sich zum Zeitvertreib dorthin zurück ziehen. So weit, so gut.

Dem Vater schreibt sie ganz anders über das Gut: „Ich hoffe, etwas Wirtschaft lernen zu können. Ich werde mir erlauben, meinem liebsten Papa mit der nächsten Post das Inventar davon zu schicken. Es ist ein sehr wohnliches Haus, und alles zusammen ist zweitausend Taler wert. (...) Es bringt zwar nichts ein, doch man lebt dort umsonst.“ Das wird ihm schon gefallen haben, dem knickerigen Soldatenkönig.

Dem Bruder schreibt sie hingegen in der Molltonart: Sie müsse sich auf ihre neue Meierei zurück ziehen – den Namen Monplaisir erwähnt sie gar nicht erst – und sich wohl oder übel dort zerstreuen, um die Enttäuschung über das verpatzte Wiedersehen mit ihm zu vergessen. In einem unveröffentlichten Teil des Briefes heißt es (in meiner Übersetzung): „Da sitze ich also jetzt und bin melancholisch und habe den Spleen und wer immer mich anspricht, dem springe ich ins Gesicht.“ Von Plaisir hier keine Spur.

Einmal also die Königstochter, die sich standesgemäß zu amüsieren weiß. Dann die sparsame Wirtschaftlerin. Schließlich die niedergeschlagene Schwester, die nur eins

sagen möchte: „Ich bin traurig und verärgert darüber, dass wir uns nicht sehen können!“ Für jeden Adressaten ein anderes Thema, für jeden einen anderen Tonfall und eine andere Botschaft. Wilhelmine, die Diplomatin. Hätten wir allein die Briefe an den Bruder, sähen wir nur die eine Seite - und nähmen sie für das Ganze.

IV

Diese Tatsache – dass die Briefe an den Bruder Vieles gerade nicht sagen - ist vor allem im Bezug auf Wilhelmines eigene Werke von Bedeutung. Wilhelmine teilt Friedrich wenig Konkretes darüber mit, und das macht es beispielsweise schwer zu recherchieren, wie gut sie komponieren konnte und was sie komponiert hat. Oft lesen wir da nur Absichtserklärungen.

Wilhelmines eigene musikalische Werke? Ich rekapituliere kurz: Bis vor kurzer Zeit besaßen wir von ihr ein Cembalokonzert, eine Flötensonate, zwei Arien für die Festoper „L’Huomo“ und die tragische Oper „Argenore“.

Mittlerweile mussten wir einiges revidieren: Das Cembalokonzert stammt nicht von Wilhelmine. Es ist ausweislich eines gedruckten Verlagskatalogs von 1763 das Werk des Komponisten Johann Gotthilf Jaenichen, wie meine Kollegin Sabine Henze-Döhning herausgefunden hat.

Bei der Oper „Argenore“ können wir unbesorgt sein: Nach neuestem Stand ist sie von Wilhelmine entworfen und komponiert worden.

Bei der Flötensonate, die erst vor wenigen Jahren aufgefunden wurde, hat man bislang vergeblich nach Aussagen Wilhelmines dazu gesucht. Ich kann heute Abend vielleicht einen Beitrag aus unveröffentlichten Briefen dazu leisten. Im Juli 1734, also vor 275 Jahren, empfing Wilhelmine Besuch aus Rheinsberg: Friedrich hatte ihr einige seiner Hofmusiker geschickt. Am 27. Juli berichtet sie ihm: „Alle Schüler Apollons sind auch seit einigen Tagen hier und ich wüsste nicht, wie ich Ihnen, mein liebster Bruder, genug für die Gnade danken könnte, die Sie mir erweisen. Sie tun wahre Wunder und haben genug zu tun, da die Musik um vier Uhr beginnt und um halb acht Uhr endet.“

So genau wussten wir das übrigens bis jetzt auch noch nicht: dreieinhalb Stunden wurde damals täglich musiziert. Drei Wochen später schreibt Wilhelmine in leicht selbstironischem Ton: „Ich füge diesem Brief die schöne Hervorbringung meiner grauen Zellen bei, die ich der Principessa darbringe (...)“ Die Principessa aber, das ist im Jargon der Geschwister Friedrichs Flöte. Wir dürfen also zu Recht annehmen, dass Wilhelmine tatsächlich eine eigene Komposition für Flöte aus Berlin abgesandt hat. Das könnte die Sonate für Flöte und Basso continuo in A-Moll gewesen sein.

Dafür habe ich bei den beiden Arien, die Wilhelmine 1754 für „L’Huomo“ komponiert haben soll, neuerdings Zweifel.

Für „L’Huomo“, ein allegorisches Stück über den Zwiespalt zwischen Unbeständigkeit und Treue, entwarf Wilhelmine die Handlung und komponierte – wie man bislang glaubte – zwei Arien. Anlässlich eines Besuches von König Friedrich in Bayreuth wurde das Werk im Juni 1754 aufgeführt. In einem bislang unbeachteten Brief schreibt Wilhelmine dem Bruder Ende April, also zwei Monate vor dessen Besuch, dass Kurvitz, einer ihrer Hofbeamten, aus Berlin zurück sei, und dankt Friedrich dafür, dass Herr Kurvitz dort bei Hofe musizieren durfte. Und dann: „Ich habe ihm aus der neuen Oper zwei Arien und ein Rezitativ zu komponieren gegeben und er hat sich sehr gut aus der Affäre gezogen.“ Zwei Arien und ein Rezitativ??

Die Musik zu „L’Huomo“ galt bislang als ein Werk des Münchner Hofkapellmeisters Andrea Bernasconi, mit Ausnahme der beiden von Wilhelmine komponierten Arien. Welche Rolle spielen hier die von Kurvitz in Wilhelmines Auftrag komponierten Stücke? Welchen Gebrauch hat Wilhelmine davon gemacht? Hat sie sie unter ihrem eigenen Namen verbreitet? Das war, nebenbei bemerkt, für komponierende Hoheiten nichts Ungewöhnliches.

Nehmen wir einmal an, Wilhelmine habe „komponieren lassen“: Fügt das ihrer Bedeutung wirklich Schaden zu? Ich meine: nein. Die Bedeutung Wilhelmines liegt auf so vielen, bislang nur unzureichend erforschten Gebieten, dass wir es gut verkraften könnten, sollten die beiden Stücke aus „L’Huomo“ nicht aus ihrer Feder stammen.

Was aus dem edierten Briefwechsel nicht zu erschließen ist, ist zum Beispiel auch das Engagement Wilhelmines für Spitzenstars ihrer Hofoper, die sie sich aus Italien holte. Dass sie von Gesangsstimmen viel verstand, mit Sängerinnen und Sängern arbeitete und ihnen die Ausbildung in Italien bezahlte, vervollständigt das Bild einer Theaterpraktikerin mit hoher Sachkompetenz. Übrigens gilt Letzteres auch für Tänzerinnen und Tänzer. Vergessen wir nicht, dass sie selber mehrere Texte für die markgräfliche Oper geschrieben hat, dass ihre Lebenserinnerungen eine beachtliche literarische Leistung darstellen.

Und vergessen wir nicht ihre Leidenschaft für Bücher, den Aufbau ihrer französischen Bibliothek, ihre Leidenschaft für das Sprechtheater, für bildende Kunst, für Geschichtswerke, für die Philosophie, für Architektur, ihr Interesse an der Medizin und zeitgenössischen Therapien und – für das 18. Jahrhundert nicht ungewöhnlich – ihr Interesse an mechanischen Kunstwerken, an Automaten. Vieles davon hat bislang zu wenig Beachtung gefunden.

Sollte uns da der Verlust eines Cembalokonzertes wirklich so sehr schmerzen?

V

Ich meine: nein, wende mich ab von dem, was Wilhelmine nicht geschrieben hat und kehre zurück zu dem, was zweifelsfrei von ihr stammt. Daraus habe ich Einiges ausgewählt, was uns die Person Wilhelmine leichter zugänglich machen kann:

Mitteilungen und Überlegungen über ihre Situation in Bayreuth, wie sie hier gelebt hat, worunter sie gelitten, woran sie sich erfreut hat; philosophische Reflexionen über das Glück, die Vernunft, die Gefühle.

Wirklich anrührend sind Passagen, in denen Wilhelmine die Sehnsucht nach ihrer Familie, vor allem nach dem Bruder, aber auch nach den Eltern ausdrückt – nach einer Mutter und einem Vater, von denen sie doch fortgesetzt körperlich und seelisch misshandelt worden ist. Wir beginnen etwas zu ahnen von den unauflöselichen Widersprüchen, die zu ihrem Wesen gehörten, und von der tiefen Melancholie, die daraus erwuchs.

Da gibt es einen undatierten Brief – und diese Briefe sind gewissermaßen die Stiefkinder aller vorhandenen Ausgaben, weil man nicht weiß, an welcher Stelle man sie in die Chronologie einfügen soll, und dann lässt man sie halt einfach weg. Wilhelmine schreibt also ohne Datum:

„Ich Sorge mich um die, die ich liebe, sei es wegen ihrer Gesundheit, sei es wegen ihres Leichtsinns, sei es wegen ihrer Abwesenheit und was weiß ich noch. Am liebsten würde ich hier zu Stein und eine schöne Statue, würdig, in den neuen Garten von Rheinsberg zu gelangen.“

Die oberfränkischen Mittelgebirge, die Kalkfelsen in Sanspareil, die Glasflüsse, die Wilhelmine an der Fassade der Orangerie in der Eremitage anbringen ließ – sie gewinnen durch solche Aussagen einen besonderen Schimmer. Ich würde das nicht hervorheben, hätte ich nicht mehrere Stellen in den Briefen gefunden, an denen Wilhelmine ihre fränkische Wahlheimat und sich selber mit Steinen in Verbindung bringt. Da heißt es bei der Abreise aus Berlin Anfang Januar 1741 - auch diesen Brief hat noch niemand zitiert:

„Ich reise ab, mein liebster Bruder, das Herz angefüllt mit Dankbarkeit für Eure Wohltaten, die ich in unseren Wäldern, unter unseren Steinen und in unseren Bergen verbreiten werde.“ „Parmi nos bois, nos pierres, nos montagnes.“

Die Wälder, die Steine, die Berge – Wilhelmines Blick auf Oberfranken und zugleich Sinnbild für ihre Gemütsverfassung. Sie war gebildet genug um zu wissen, dass der Sänger Orpheus der Sage nach mit seinem Gesang nicht nur Tiere betören sondern Felsen zum Weinen bringen konnte. Natürlich kannte sie auch den Mythos der Niobe, die aus Kummer über den Verlust ihrer Kinder zu Stein wurde. Und sie wusste, dass Friedrich das wusste. So hat sie ihr Oberfranken auch in der Imagination mit Figuren aus den antiken Mythologien bevölkert.

Sichtbar wurde dies in Apoll, dem Schutzgott der Eremitage, in Telemach, den Wilhelmine durch den Felsengarten um die Burg Zwernitz streifen ließ, in ihren Gartenanlagen und Gemächern mit mythologischen Gestalten und deren Geschichten – eine große Regisseurin war sie auch hier.

Ich komme auf die Sehnsucht zurück: Sie ist eines der Hauptthemen in Wilhelmines Korrespondenz, vor allem mit dem Bruder. Es gibt zahlreiche Briefe, die von nichts anderem handeln als von Freundschaft, Zärtlichkeit, Verehrung, Liebe. Auch diese Briefe hat die große Briefausgabe uns vorenthalten, vielleicht weil sie keine verwertbaren Informationen enthielten.

Ich habe daran herumgerätselt, weil die Briefe so zahlreich sind und weil sie mir ein Schlüssel zu Wilhelmine zu sein scheinen. Vielleicht kann man sie so verstehen: Sie halten den Kontakt über die große Entfernung zwischen Bayreuth und Berlin hinweg – eine Sechs-Tages-Reise! -, sie halten ihn auch dann, wenn es wirklich nichts Neues aus Bayreuth zu berichten gibt.

Ich möchte Ihnen einen dieser Briefe vorlesen, der typisch für viele ist:

„Mein liebster Bruder, erlauben Sie mir, Augenblicke von Gesundheit, die ich gerade erlebe, dazu zu verwenden, dass ich Ihnen versichere, kein größeres Vergnügen zu haben als mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Zeugnisse meiner vollkommenen Zärtlichkeit zu übermitteln, um so mehr als meine Indisposition mich lange Zeit daran gehindert hat. Sie werden es also nicht schlecht von mir finden, mein liebster Bruder, wenn ich Sie, Gefahr laufend, Ihnen damit unbequem zu sein, so häufig wie nur möglich anflehe, sich einer Schwester zu erinnern, die niemals aufhören wird, mit aller Zärtlichkeit und allem nur vorstellbaren Respekt, mein liebster Bruder, Ihre niedrigste und gehorsamste Schwester und Dienerin zu sein. Wilhelmine. 29. März 1746“

Man fragt sich: Worum geht's hier überhaupt?

Der Information halber ist das nicht geschrieben worden. Je mehr Briefe dieser Art man liest, desto deutlicher wird, dass Wilhelmine damit die Beziehung zum Bruder absichert, zugleich sich aber auch die Gefühle für den Adressaten bewusst macht, etwa so: „Ich schreibe, also bin und fühle ich.“ Dabei bedient sie sich immer neuer Metaphern und rhetorischer Figuren, als wolle sie dem Bruder durch die Mühe, die sie sich für so viele abwechslungsreiche Varianten gibt, zusätzlich ihre Reverenz erweisen. Oft liest man heraus, dass Wilhelmine im Rhythmus der Posttage lebt, nach Ansprache hungernd, keine Gelegenheit zur Kontaktaufnahme auslassend. Ach hätte sie doch E-Mails schreiben können!

Deutlicher wird die Sucht nach dem Dialog in einem, wie ich finde, besonders wertvollen Dokument, das kein Datum trägt und dem noch niemand Beachtung geschenkt hat:

Der sonst so kontrollierten Wilhelmine platzt der Kragen:

„Mein liebster Bruder, ich schreibe Ihnen heute nur, um Ihnen zu grollen. Sie sind von unerträglicher Faulheit und man muss sich umbringen mit Briefeschreiben, ehe man ein Wort als Reaktion erhält. Ich sehe die Antwort, die Sie mir auf diesen Brief geben, schon vor Augen: dass es nichts Neues zu schreiben gebe, dass Sie keinen Augenblick Zeit für sich hätten und was weiß ich an windigen Ausreden mehr. Wenn Sie mir 1000mal schreiben ich liebe Sie, meine Schwester, meine Schwester, ich liebe Sie, dann wird mir das Freude machen und mir alle Neuigkeiten ersetzen, die Sie mir

nur mitteilen könnten. Ich meinerseits, die ich Vergnügen daran habe, Ihnen zu sagen, dass ich Sie liebe, bin nicht so skrupulös und wenn Sie das langweilt, - Ihr Problem, denn ich gestatte Ihnen, meine Briefe ins Feuer zu werfen ohne sie zu lesen, vorausgesetzt Sie lassen mir die Befriedigung, sie zu schreiben. Sehen wir also jetzt, wer von uns beiden den andern mehr liebt.“

Diese Worte dem König!

Ich meine, beide Briefe lassen auch etwas von dem emotionalen Druck erkennen, unter dem Wilhelmine stand, wenn sie sich nicht in das unendliche Gespräch mit dem Bruder hinein imaginieren konnte.

VII

Das lässt uns fragen: Wie hat sie in Bayreuth gelebt? Wie sah ihr Alltag aus?

Dazu habe ich vor einigen Jahren – ebenfalls im Preußischen Staatsarchiv - eine interessante Quelle gefunden, die uns zumindest eine Momentaufnahme gibt. Es sind „Der Oberhofmeisterin von Sonsfeld Immediatberichte an König Friedrich Wilhelm I. über den Markgräflich Bayreuthischen Hof“. Dorothea von Wittenhorst-Sonsfeld war Wilhelmine nach Bayreuth gefolgt und blieb dort bei ihr bis zu ihrem Tod im Jahre 1746. Sie stand aber in Diensten des preußischen Königs und hatte ihn im ersten Jahr in Bayreuth jeweils im Abstand von zwei, drei Tagen über die Geschehnisse dort zu unterrichten. Wir erinnern uns: Wilhelmine war frisch vermählt Ende Januar 1732 in Bayreuth eingezogen. Am 1. März schrieb Sonsine, wie Wilhelmine sie nannte, dem König:

„Sire - Ihre Majestät haben mich abermals eines huldvollen Briefes gewürdigt, in dem Sie mir befehlen zu berichten, wie die Frau Markgräfin ihre Zeit hier verbringt. Normalerweise wacht Ihre Königliche Hoheit morgens um acht Uhr auf. Gegen neun Uhr trinkt sie ihre Milch, steht auf und kleidet sich an, dann arbeitet Ihre Königliche Hoheit mit ihren Damen am Stickrahmen und ich lese manches Kapitel aus der Bibel oder aus einem anderen Erbauungsbuch vor. Mittags begibt man sich zu Tisch, am Nachmittag arbeitet man wieder (...)“.

Das klingt alles sehr solide. Die Abende werden mit Stillschweigen übergangen (danach hatte der König ja nicht ausdrücklich gefragt). Ganz anders liest sich jedoch ein Brief, den Wilhelmine selber in diesen Wochen dem Bruder schreibt: Da erzählt sie von einem Fest, bei dem man sich mit Essen, Trinken und Tanzen bis nachts um halb zwei glänzend amüsiert habe.

Bleiben wir noch ein wenig beim fürstlichen Alltag. Das hoheitliche Porträt, das unsere Vorstellung geprägt hat, ist das eine; dass Wilhelmine ein Mensch aus Fleisch und Blut war, das andere. Sie hat ihre Familie in Berlin, Rheinsberg, Potsdam und Königs Wusterhausen nicht nur mit Briefen, sondern auch mit Spezialitäten versorgt. Am besten gefällt mir ein Brief, den sie im Oktober 1732 an den Vater schrieb:

„Ich nehme mir die Freiheit, meinem lieben Papa eine Kopie des Briefes zu schicken, den ich der Kaiserin geschrieben habe, und außerdem Würste aus Berneck.“

Ein Brief an die Kaiserin und Würste aus Berneck – das war die Realität, an der niemand Anstoß nahm. Essen und Trinken, die Bedürfnisse des Körpers waren gewissermaßen noch hoffähig. Erst das 19. Jahrhundert sollte uns die scharfe Trennung zwischen Körper und Geist überliefern, die wir oft als gegeben hinnehmen, ohne sie weiter zu hinterfragen.

(Unvorstellbar, der Ministerpräsident von Brandenburg schickte etwa einem Amtskollegen ein Aktenkonvolut und dazu ein großes Glas mit Spreewaldgurken.)

VIII

Ich möchte mich jedoch nicht ins Anekdotische verlieren. Der Aspekt des Körperlichen hat vielmehr, wie ich meine, gerade bei Wilhelmine einen ersten Hintergrund. Denn der Körper einer Fürstin ist von besonderer, zeichnerhafter Bedeutung, und gleichzeitig ist er das Mittel zur Absicherung der Dynastie. Dieser Körper soll ja einen männlichen Erbfolger hervorbringen.

Der Oberhofmeister Voit von Salzburg informierte den König in Berlin regelmäßig über Details von Wilhelmines Schwangerschaft (auch das liegt im Berliner Archiv). Und Wilhelmines Tochter, die 16jährige Prinzessin Friederike, schreibt dem Onkel Friedrich in Berlin in akkurater Mädchenhandschrift ausführlich über eine Krankheit der Mutter, mit der Aufzählung aller Symptome (Brustkrämpfe, schwerer Rheumatismus, Migräne). Und weiter : „Sie war häufig ohne Bewusstsein und hatte Lähmungen.“

Das Körperliche ist deshalb so wichtig, weil die Markgräfin gewissermaßen zwei Körper hat: den symbolischen und den realen. Dieser aber ist von Krisen geschüttelt und tut seinen Dienst nicht, wie er soll: Auf einen männlichen Erben haben die Untertanen der Markgrafschaft vergeblich gewartet und Wilhelmine durchlitt Zeit ihres Lebens immer wieder schwere gesundheitliche Krisen. Der Körper war für sie also ein steter Skandal. Davon wissen die zierlichen Silhouetten der Hofmaler nichts.

Gleichzeitig setzt Wilhelmine ihre häufigen Krankheiten immer wieder in Beziehung zu Gefühlen der Einsamkeit und des Verlassenseins. Und sie macht deutlich, dass – ganz nach traditioneller medizinischer Auffassung – Melancholie ein Syndrom aus seelischen und körperlichen Symptomen darstellt. Briefe, in denen sie einen direkten Zusammenhang zwischen Geliebtwerden und Gesundwerden herstellt, schreibt sie häufig und fast ebenso häufig sind sie nicht publiziert worden.

Ein Brief Friedrichs trifft ein, Wilhelmine antwortet: „Das hat mich von den wilden Kopfschmerzen geheilt, die mich all die Tage belästigt haben“.

Oder ähnlich: „Die Anteilnahme, die Sie für meine Gesundheit aufbringen, kann nicht anders wirken, als sie vollständig wiederherzustellen, da ein Körnchen Ihrer Freundschaft viel wirksamer ist als alle Kuren und Heilmittel der medizinischen Fakultät.“

Oder auch: „Vom Augenblick an, da ich die Hoffnung verlor, Sie zu sehen, hat die Melancholie all meine gute Laune mitgenommen. Der Mensch wird recht unglücklich geboren, da seine Vernunft unaufhörlich den Kampf mit seinen süßesten Wünschen aufnehmen muss.“ Der Körper der Fürstin Wilhelmine ist kein strahlender, fruchtbarer, und mit dieser Tatsache musste sie sich ein Leben lang auseinander setzen.

IX

Ich meine, alle Überlegungen Wilhelmines über das Geflecht von Glück, Unglück, Moral, Leidenschaften, Melancholie und Vernunft muss man auch unter der Bedingung der körperlichen Hinfälligkeit lesen.

Zum Schluss möchte ich Ihnen dazu einige ungewöhnliche Gedanken anbieten:

Da räsoniert Wilhelmine über das Älterwerden und stellt das Gedankenexperiment an, was denn wäre, wenn wir uns jeweils im Frühjahr und im Sommer verjüngen könnten: „Was für eine Unordnung den Sommer über! Die Welt wäre schön verrückt und dächte nur ans Vergnügen, die Beständigkeit wäre vertrieben und im Grunde wären wir – glücklicher.“

Wir spüren: Die Schreiberin rebelliert nicht nur gegen die Natur, sondern auch gegen die Vernunft.

An der Vernunft als einem Kernthema des 18. Jahrhunderts hat Wilhelmine sich abgearbeitet. Dabei war sie vor allem in der späteren Bayreuther Zeit umgeben von französischen Intellektuellen, die zum Teil engen Austausch mit Aufklärern aus dem Kreis der Diderotschen Encyclopédie hatten. 1753 war endlich durch Voltaires Vermittlung der Marquis d'Adhémar an den Bayreuther Hof gekommen, ein Mann von Esprit und Kenntnissen, wie Wilhelmine schreibt. Aus seinem Nachlass geht hervor, dass er mit bedeutenden Gelehrten korrespondierte, zum Beispiel mit dem Aufklärer Jean-Baptiste le Rond d'Alembert und mit dem großen Naturwissenschaftler und Freund Voltaires Charles Marie de La Condamine.

Und dennoch: Die Vernunft war ein schwieriges Kapitel für Wilhelmine. Anfang 1752 schreibt sie dem Bruder: „Nur die Zeit kann, glaube ich, den Herzenskummer auslöschen; denn die Vernunft ist zu schwach, um ihn zu bezwingen; sie hilft uns nur, uns der Trübsal nicht ganz hinzugeben und Zerstreung zu suchen (...)“.

Und in einer anderen Epistel aus demselben Jahr leitet Wilhelmine weitläufig her, dass die Seelenruhe, die eine philosophische Betrachtung des Lebens verleihen könne, nichts als eine Schimäre sei. Ich übersetze wiederum eine unveröffentlichte Passage:

„Um diese sogenannte Tugend (also die Seelenruhe) zu erlangen, müsste man gefühllos sein und genau diese Fühllosigkeit würde uns unglücklich machen.“

An anderer Stelle schreibt sie sogar: „Um sich glücklich nennen zu können, müsste man die Fähigkeit zu denken verlieren“.

Wilhelmine hat mit scharfem Blick einen zentralen Widerspruch der aufklärerischen Vernunftdoktrin offen gelegt: Die Gefühle lassen sich von der Vernunft nur begrenzt beherrschen. Und die moderne Psychologie könnte hinzufügen: Verdrängung von Gefühlen macht zumindest unglücklich, wenn nicht krank.

Lassen wir Wilhelmine ein letztes Mal zu Wort kommen. 1753 berichtet sie dem König, dass ihre Tochter bei Nacht und Nebel und ohne jemand etwas davon zu sagen mit ihrem Ehemann nach Italien aufgebrochen sei, einfach so. Und sie knüpft daran die Erwägung:

„Wir haben überhaupt nichts aus unserer Jugend gemacht, mein lieber Bruder, und sind auch immer zu brav und vernünftig gewesen. Zuviel Vernunft dient nur dazu, uns unglücklich zu machen.“

Was für ein Stoßseufzer dieser feinfühligem, intelligenten, abgeklärten und zugleich lebensklugen, was für ein Bekenntnis dieser außergewöhnlichen Frau!

Feiern wir also eine jung gebliebene Dreihundertjährige!